

## Kleiner Grundriss des Freiheitsproblems

von Joachim Horvath

Das Problem der Freiheit sieht, wie alle philosophischen Probleme, an seiner Oberfläche reichlich harmlos und trivial aus – schließlich ist unsere alltägliche Erfahrung derart eindeutig und die Zahl möglicher Antwort-Optionen derart überschaubar, dass man kaum glauben möchte, dass hier ein Konflikt verborgen liegt, der an den Grundfesten unserer moralischen Existenz zu rütteln vermag. Was aber sind die widerstreitenden Elemente in diesem Konflikt? Es sind die *Ideen* – oder besser gesagt die eingefleischten *Überzeugungen*, die wir Tag für Tag durch unseren eigenen Lebensvollzug erhärten und vertiefen –, dass einerseits ein jedes Seiende äußere Ursachen und Bedingungen hat, und dass andererseits unser Denken und Handeln in einem wesentlichen Sinn seine Ursachen und Bedingungen in uns selbst hat. Mit je einem Wort: die Idee der *Kausalität* und die Idee der *Freiheit*. Als unbefangener Beobachter (sprich: Nicht-Philosoph) könnte man daher den entwaffnenden Vorschlag machen, es einfach bei diesem mehr oder weniger friedlichen Nebeneinander zweier verschiedener Überzeugungen bewenden zu lassen – und tatsächlich gehen wir mit diesem Problem zunächst und zumeist auch so um. Insofern wir uns aber als *vernünftige* Wesen verstehen, sind wir *a priori* auf den *Satz vom Widerspruch* verpflichtet, und zwar nicht in einem *normativen* Sinn, sondern vielmehr in demjenigen einer *Bedingung der Möglichkeit*, überhaupt *etwas* zu sagen, und nicht vielmehr *nichts* (wie bereits Aristoteles in seiner *Metaphysik* gezeigt hat). Bei einer Aussage der Form “p und –p” handelt es sich demnach weder um eine moralische Verfehlung, noch um einen sinnlosen Satz, sondern schlicht um einen *nichtssagenden* Satz. Nun drängt sich leider der beunruhigende Verdacht auf, dass unsere scheinbar entwaffnende Alltagsstrategie eines “friedlichen” Nebeneinanders von Freiheit und Kausalität in Wirklichkeit ein nichtssagender Widerspruch der obigen Art sein könnte – was, wenn sich dieser Verdacht erhärten sollte, fatale Rückwirkungen auf unsere moralische Praxis hätte, da deren Legitimation beim leisesten Anhauch eines Zweifels in sofortiger Selbstauflösung zerfallen würde. Da selbst schlichte Gemüter offenbar nicht gänzlich auf Rechtfertigungen und Begründungen verzichten können (wie rudimentär auch immer diese ausfallen mögen), wäre somit weiten Teilen unserer Rechts- und Strafpraxis auf einen Schlag der rationale Boden entzogen – mit gewiss unerfreulichen Folgen. Packen wir das Problem also bei den Hörnern und stellen unsere beiden Ideen auf den logischen Prüfstand:

**Ein jedes Seiende ist vollständig durch anderes Seiende verursacht und bedingt (*Kausalität ist*)**

**UND**

**Einiges Seiende ist nicht vollständig durch anderes Seiende verursacht und bedingt (*Freiheit ist*).**

Überflüssig zu erwähnen, dass wir mit dem zweiten Teil dieser Aussage jeweils uns selbst meinen, mit dem ersten hingegen alles andere Seiende – vielleicht abgesehen von gewissen Erscheinungsformen des tierischen Leben, bei denen wir uns in der Regel nicht ganz sicher sind. Ich denke, dass der vermutete Widerspruch in dieser Fassung des Problems, die ich für so allgemein und unparteiisch wie möglich halte, klar und unleugbar zutage tritt. Auch der Charakter möglicher Versuche zur Lösung oder Schadensbegrenzung lässt sich aus dieser elementaren Exposition mühelos ableiten: Entweder wir negieren ein Glied der Konjunktion zur Gänze; oder wir schwächeneine (oder beide) Seiten derart und solange ab, bis der Widerspruch sich auflöst; oder wir zeigen durch Einführung eines zusätzlichen Gesichtspunktes, dass die Kontradiktion lediglich scheinbar besteht.

Die erste der drei Möglichkeiten lässt uns entweder mit einer arg ramponierten Idee von Kausalität zurück, oder mit der schmerzlich ungeklärten Frage, wie wir fortan mit unseren unverändert starken *Freiheitsintuitionen* umgehen wollen. Die zweite Möglichkeit, die in der Abschwächung eines oder beider Glieder besteht, ist – als die naheliegendste und konservativste Herangehensweise – bisher wohl am häufigsten bevorzugt worden. Hierbei stoßen wir auf die vertrauten Spielarten des *Determinismus* (*Freiheit ist* – eine mehr oder weniger notwendige und sinnvolle Illusion) und des *Indeterminismus* (*Kausalität ist* – aber nicht für uns selbst als handelnde Wesen). Die dritte Möglichkeit wird am seltensten gewählt, da sie am schwierigsten zu begründen ist und die tiefgreifendsten Denkoperationen erfordert. Hier gilt es in etwa Folgendes zu zeigen: Die Art und Weise, wie wir die Welt und unser Dasein erleben, lässt sich nur konsistent denken, indem wir *sowohl* Freiheit *als auch* Kausalität annehmen, d.h. der Widerspruch zwischen beiden erweist sich von einem umfassenderen Gesichtspunkt aus als ein scheinbarer.

Bereits ein oberflächlich-typisierender Blick auf die Landschaft der Philosophie ermöglicht uns einige aufschlussreiche Beobachtungen, die für die Herangehensweise an dieses Problem durchaus von Bedeutung sein könnten. So fällt beispielsweise auf, dass *naturwissenschaftlich-technisch* geprägte Persönlichkeiten zumeist für eine *deterministische* Abschwächung argumentieren, *künstlerisch-moralisch* gestimmte Naturen hingegen eher eine *indeterministische* Lösung bevorzugen. Diese gewiss interessante Beobachtung sollte uns jedoch keineswegs zu einer psychologisch motivierten Dekonstruktion dieser Positionen verleiten, welche uns

womöglich die mühsame Arbeit echter philosophischer Auseinandersetzung ersparen könnte. Nein, hier kann es lediglich um einen erhellenden Fingerzeig dahingehend gehen, dass unser gedanklicher Ausgangspunkt in dieser Frage weder *zufällig* noch *voraussetzungslos* ist, sondern dass es benenn- und unterscheidbare *Grundorientierungen* gibt, die uns für eine der beiden Stoßrichtungen voreingenommen machen. Eine mögliche Schlussfolgerung aus dem Gesagten, welche wir durchaus wohlwollend in Erwägung ziehen sollten, wäre demnach, dass hier offensichtlich die Gefahr einseitiger Fixierungen und Vorentscheidungen besteht, die *von der Sache her* vielleicht gar nicht gerechtfertigt sind – denn auch als Philosophen erliegen wir nicht selten allgemein menschlichen Schwächen wie übertriebener Einseitigkeit oder geistiger Bequemlichkeit.

Da wir schon einmal den Bezirk des Menschlich-Allzumenschlichen gestreift haben, darf eine andere historische Grundtendenz der abendländischen Philosophie nicht verschwiegen werden: Ihre deutliche erkennbare Zu-Neigung zu *deterministischem* Gedankengut, die sich wie ein roter Faden durch die verschiedensten philosophischen Lager und Richtungen zieht. Hannah Arendt hat versucht, diese auffällige Vorliebe ihrer überwiegend männlichen Kollegen zumindest teilweise durch deren ‘professionelle Deformation’ als *berufsmäßige Denker* zu erklären:

Was verleiht [...] dem cogito me cogitare seinen Vorrang vor dem volo me velle – selbst bei dem »Voluntaristen« Descartes? *Könnte es so sein, dass den professionellen Denkern, die ihre Spekulationen auf die Erfahrung des denkenden Ichs aufbauen, die Freiheit weniger »passte« als die Notwendigkeit?*<sup>1</sup>

Den Grund hierfür sieht sie in zwei einander widerstrebenden *Tätigkeiten* des Geistes, nämlich dem *Denken* und dem *Wollen*:

Jeder Willensakt ist zwar eine geistige Tätigkeit, aber er bezieht sich auf die Welt der Erscheinungen, in der der Plan verwirklicht werden soll; im lebhaftesten Gegensatz zum Denken geschieht kein Willensakt je um seiner selbst willen oder findet seine Erfüllung in dem Akt als solchem. [...] Kurz, der Wille will immer etwas *tun* und verachtet damit unausgesprochenermaßen das reine Denken, dessen ganze Tätigkeit darauf beruht, dass es »nichts tut«.<sup>2</sup>

Auch dieser kleine Exkurs zu Hannah Arendt *beweist* oder *widerlegt* im Hinblick auf das Problem von Freiheit und Kausalität natürlich nichts, sollte uns aber doch dahingehend zu denken geben, unseren eigenen Ausgangspunkt mit desto mehr Sorgfalt und Bedacht zu wählen. Stellt man außerdem in Rechnung, dass einige der allergrößten Denker, wie *Descartes*, *Kant* oder *Fichte* nichts weniger versucht haben, als dieses Problem im Sinne der oben skizzierten dritten Variante zu lösen, dann sollten wir uns als *Studenten der Philosophie* nicht vorschnell der Möglichkeit verschließen, dass gerade dies, als die schwerste und anspruchsvollste Aufgabe, von uns verlangt wird, wenn wir uns in einem *gehaltvollen* Sinn des Wortes als *Philosophen* verstehen möchten – und nicht nur als philosophierende *Wissenschaftler* oder nachdenkliche *Künstler*.

(1) Arendt, Hannah: *Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen*, München: Piper 1998, S.272.

(2) Arendt, S. 275.